



Leseprobe

Yangzom Brauen

Eisen Vogel

Drei Frauen aus Tibet. Die Geschichte meiner Familie

Bestellen Sie mit einem Klick für 8,99 €



Seiten: 416

Erscheinungstermin: 09. November 2010

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Über die Autorin

Yangzom Brauen, Jahrgang 1980, wuchs als Tochter der Tibeterin Sonam Brauen und des Schweizers Martin Brauen in der Schweiz auf. Heute pendelt sie als Model und Schauspielerin zwischen Los Angeles, New York, Berlin und Zürich. Trotz ihres westlich geprägten Lebens hat sie ihre Wurzeln nie aus den Augen verloren und engagiert sich für ein freies Tibet.

Yangzom Brauen

EISEN VOGEL

DREI FRAUEN AUS TIBET
Die Geschichte meiner Familie

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Meinem Pala gewidmet,
der sich seit seiner Jugend für die Freiheit
des tibetischen Volkes und die Bewahrung
der tibetischen Kultur eingesetzt hat

INHALT

<i>Prolog: Am Ziel</i>	9
1. Gefangen	13
2. Reise in die Vergangenheit	24
3. In Laubhütten	28
4. Loslassen	50
5. Klosterkinder	90
6. Der Schneeleopard	117
7. Auf der Flucht	141
8. Gelobtes Land	160
9. Der Prinz	219
10. Müsli und Schweizer Käse	265
11. Im Taka-Tuka-Land	289
12. Wieder daheim	311
13. Bretter, die die Welt bedeuten	341
14. Kerker in Rot	350
15. Auf Pilgerschaft	365
16. Unter Bären	373

17. Hollywood!	379
18. Flucht ohne Ende	388
<i>Danksagung</i>	405
<i>Anhang</i>	407
Zeittafel	407
Adressen	412
Bildnachweis	415

PROLOG AM ZIEL

Es ist später Herbst. Der Wind pfeift und rattert über verdorrte Wiesen und Felder. Sobald ich aus dem Schatten des Hauses trete, drückt mich diese himmlische Kraft so stark zur Seite, dass ich mich dagegenstemmen muss wie gegen jemanden, der mich weg-schieben will. Mola kann nur breitbeinig gehen, sonst würde sie umfallen. Der Wind fährt in ihr bodenlanges rotes Kleid wie in ein Segel, und sie muss aufpassen, nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Mola bedeutet »Großmutter« auf Tibetisch. Meine Mola ist eine neunundachtzigjährige buddhistische Nonne, die, wie es sich gehört, ihr schlohweißes Haar kurz geschoren hat und keine anderen Farben außer Rot, Orange und Gelb trägt. Mola will um das Haus herumgehen und kora machen, wie sie das jeden Tag tut. Kora nennen wir Tibeter den in Gebeten versunkenen Rundweg um etwas Heiliges, eine Art Pilgerschaft, die viele Hundert Kilometer, aber auch nur ein paar Hundert Meter lang sein kann.

Hier gibt es kein buddhistisches Heiligtum, denn wir sind auf der griechischen Insel Paros versammelt, meine gesamte Familie und ich. Mola hat ihre eigenen Kultgegenstände mitgebracht, ein Foto vom Dalai Lama, ein Bildchen von ihrem Guru Dudjom Rinpoche und ein kleines, in einen Goldrahmen gefasstes Bild Buddhas. Sie hat die beiden in einer Mauernische im Wohnzimmer des uralten Bauernhofs aufgestellt, in dem wir unsere Ferien verbringen, gleich gegenüber von ihrem Bett. Davor hat sie ein

paar Räucherstäbchen gelegt, und fertig war ihr kleiner Reisealtar. Für sie ist der das Heiligste auf der ganzen Insel, und darum wollte sie um ihren Altar kora machen, einmal im Uhrzeigersinn um das Haus und den Garten herum, aber der Wind ist so stark, dass sie ihren Gang auf später verschieben muss.

Wie meine Eltern und mein Bruder auch ist meine Mola nur für einen kurzen Urlaub nach Paros gekommen, denn eigentlich lebt sie in Bern, im alten Schweizer Haus meiner Familie. Dort hat sie ihren großen Altar stehen, alle ihre Kostbarkeiten, dort verrichtet sie ihre täglichen Gebete, dort reicht sie ihre Opfer dar, denn eine tibetische Nonne hat ein umfangreiches tägliches Programm zu absolvieren.

Das Leben hat meine Familie in alle Windrichtungen verstreut: Bern, Zürich, Los Angeles, New York, Berlin. Eigentlich müssten wir alle in Pang leben, einem abgelegenen Bergdorf im Südosten Tibets. Dort, wo meine Großeltern Mönch und Nonne in einem Kloster waren, aus dem sie im Winter 1959/1960 flüchten mussten vor den chinesischen Soldaten, die Kloster für Kloster systematisch dem Erdboden gleichmachten. Noch heute ächzt Tibet, das Land meiner Mutter und meiner Großmutter, das Land, aus dem sie vor fünfzig Jahren geflohen sind, mein Land, unter der chinesischen Besatzung. Ohne diese Flucht wären wir nicht auf Paros, ohne diese Flucht würden wir nicht in diesen Sonnenuntergang sehen.

Der rote Ball ist fast schon versunken, als Mola zu singen beginnt. Als Kinder hörten mein Bruder und ich oft ihre alten Lieder, aber nun hatten wir Mola schon lange nicht mehr singen gehört. Mit dieser Stimme, die schon ein wenig brüchig klingt, aber doch klar ist und mild und uns etwas erzählt von einer lange versunkenen, weit entfernten Welt. Mit dieser Stimme, die uns von Tibet erzählt. Mola singt, wie sie als junges Mädchen sang, als sie als Einsiedlerin unter anderen Nonnen in einer Laubhütte hoch oben

in den tibetischen Bergen lebte. Damals meditierte sie zu den ersten Lichtstrahlen des Tages.

Nun meditiert Mola zu den letzten Strahlen des Tages, gegen Ende ihres langen Lebens. Sie tut das ohne Schmerz, ohne Wehmut und ohne Trauer. Sie ist ganz da, ganz bei uns. Sie weiß, dass sie eines Tages in vielleicht nicht so ferner Zukunft gehen wird, doch das macht ihr keine Angst. Sie ist ruhig und gelassen, sie hält nichts Irdisches fest.

Wir sehen der Sonne nach, wie sie hinter den Bergen versinkt und uns in einer dunkler und dunkler werdenden Landschaft aus Stein und Himmel zurücklässt. Fast sieht es hier wie in Tibet aus, und darum gefällt es meiner Familie hier auch so gut. Als das letzte Leuchten verlischt, verstummt auch Mola. Ich muss schlucken. Mir ist, als wären wir am Ziel einer weiten Reise. Einer Reise, von der ich jetzt erzählen möchte.

GEFANGEN

Aus Angst vor chinesischen Posten marschierten die Flüchtlinge immer nachts durch die Eiseskälte. Nur die Sterne leuchteten ihnen den Weg und erst kurz vor dem Morgengrauen der neue Mond. Schwarz standen die Bergriesen vor einem dunklen Himmel, nur hie und da waren Schneeflecken zu erahnen, Felswände und Wolkenfetzen. Selbst ihren Landsleuten, den Tibetern aus Kongpo im Südosten des Landes, musste die Flüchtlingsgruppe aus dem Weg gehen, denn dort lebte das Bergvolk der Loba. Die Loba arbeiteten für ein paar Säcke Reis oder eine Kiste Schnaps als Wächter für die Chinesen. In der Ferne sahen die Flüchtenden den Widerschein ihrer Feuer und hörten ihre grellen Rufe, *hoy, hoy, hoy*. Dann gingen sie noch schneller. Sonam klopfte das Herz bis zum Hals, stumm rannte sie hinter den Erwachsenen her, die Angst lief ihr trotz der beißenden Kälte heiß den Rücken hinab.

Sechs Jahre alt war Sonam. Sie ist meine Mutter.

Die Gruppe von knapp einem Dutzend Flüchtlingen war kurz vor dem tibetischen Neujahrsfest aufgebrochen, das wie der chinesische Jahresbeginn meist auf den zweiten Neumond nach der Wintersonnenwende fällt. Das Neujahrsfest galt unter den vielen Flüchtlingen, die sich damals auf den Weg machten, als günstigste Zeit: Dann waren die hohen Pässe zwar verschneit, dann piffen eisige Winde über die Höhen, dann gab es kaum

ein trockenes Plätzchen zum Rasten, doch die Schneedecke war zumindest nachts festgefroren und manchmal sogar tagsüber stabil, im Gegensatz zur warmen Jahreszeit, in der Wanderer an den Flanken der Berge bei jedem Schritt knietief oder bis zum Bauchnabel in einer Mischung aus Schnee, Firn, Wasser, Schlamm und Geröll einsanken. Außerdem war allgemein bekannt, dass sich die chinesischen Grenzwächter im Winter lieber in ihren behelfsmäßigen Kasernen wärmten, als in der beißenden Kälte auf Patrouille zu gehen. Überhaupt würden die Soldaten zum Neujahrsfest, also an den wichtigsten chinesischen Feiertagen, das Feiern, Trinken und Kartenspielen ihren eigentlichen Aufgaben vorziehen.

Als die Rufe der Loba langsam in der Winternacht verklangen, sahen die Flüchtlinge in der Ferne bereits die nächste Gefahr heraufziehen. Im Tal tief unterhalb ihres Pfades tauchten hell erleuchtete große Häuser auf, in denen nur chinesische Soldaten sein konnten, denn Tibeter besaßen keine solch riesigen und gleichförmig gebauten Häuser, in denen so helles Licht brannte und aus denen so ungewöhnliche Laute drangen. Aus diesen Häusern war Stimmengewirr zu hören, krachende Musik, Gelächter, manchmal furchterregendes Geschrei, denn die chinesischen Soldaten liebten *chang*, das tibetische Bier, und Gerstenschnaps, womit sie sich vermutlich über die Feiertage reichlich eingedeckt hatten. Es war eine schauerliche Geräuschkulisse, wie eine ferne Versammlung einer wilden Herde, vor der sich die kleine Sonam noch mehr ängstigte als vor den Rufen der Loba von den Lagerfeuern, doch ihre Mutter beruhigte sie flüsternd. »Es ist gut, dass sie feiern«, sagte sie, »wenn sie es warm haben und betrunken sind, kommen sie nicht hierherauf.«

Der Pfad, den die Flüchtlingsgruppe in jener Nacht eingeschlagen hatte, war schmal und steinig und in der Finsternis

kaum zu erkennen, so dass es keinen Unterschied machte, ob es diesen Pfad überhaupt gab oder nicht. Oft musste sich die Gruppe durch dorniges Gestrüpp und Geröllfelder, und dann wieder zwischen niedrigen Bäumen hindurch einen Weg bahnen. Die Luftwurzeln der Bäume brachten die Fliehenden zum Stolpern, und die trockenen Äste zerkratzten ihnen Gesichter und Hände. Alle waren verschrammt, hatten blutige Füße, ihre Kleidung war zerrissen. Je höher hinauf sie kamen, desto öfter mussten sie Schneefelder durchqueren. Im Winter lag der Schnee in den Tälern bis auf dreitausend Meter herab. Das klingt für Europäer nicht sehr winterlich, doch Tibet liegt nicht nur hoch, sondern auch sehr südlich, auf demselben Breitengrad wie Ägypten oder die Kanarischen Inseln.

Im Winter 1959, desselben Jahres, in dem der Dalai Lama ins Exil geflohen war, verließ auch meine Familie Tibet und flüchtete nach Indien. Damals wurde auf erschreckende Weise eine Weissagung des Padmasambhava, dem »Lotusgeborenen« und Begründer des tibetischen Buddhismus, wahr. Die Ursprünge dieser angeblich zwölf Jahrhunderte alten Prophezeiung liegen aber im Dunkeln. Sie besagt: »Wenn der Eisenvogel fliegt und die Pferde auf Rädern rollen, dann wird das Volk der Tibeter wie die Ameisen über die ganze Welt verstreut, und die buddhistische Lehre wird das Land des roten Mannes erreichen.« So flogen die Eisenvögel, die chinesischen Flugzeuge, tatsächlich über mein Land, und die Pferde auf Rädern, die chinesischen Eisenbahnen, brachten Truppen bis fast an die Grenze, als sich meine Vorfahren auf ihren gefährlichen Weg machen mussten.

Die Chinesen hatten unser Land zwar schon 1950 überfallen und besetzt, doch erst Jahre später ließen sie ihre anfängliche falsche Freundlichkeit fallen und begannen damit, systematisch

Tibeter zu verhaften, zu foltern und einzusperren, besonders buddhistische Geistliche und Adlige. Da meine Großeltern Nonne und Mönch waren, befanden sie sich in großer Gefahr. Ihr Kloster wurde von chinesischen Soldaten überfallen und ausgeraubt. Auch im Dorf unterhalb des Klosters wüteten die Chinesen. Sie zerrten Adlige an den Haaren über den Dorfplatz und verprügelten sie, ließen sie Latrinen putzen, zerstörten ihre Häuser, raubten ihre heiligen Statuen und verteilten ihr Land. Sie stahlen Vieh, beschimpften hochachtungswürdige Lamas und traten die jahrhundertealte Ordnung des Dorfes mit Füßen. Wegen dieser Barbarei hatten sich meine Großmutter Kunsang Wangmo und mein Großvater Tsering Dhondup zusammen mit meiner Mutter Sonam Dölma und ihrer vierjährigen Schwester zur Flucht nach Indien entschlossen. Sie wollten zu Fuß den Himalaja überqueren, mit wenig Geld, ohne Vorstellung von den Strapazen der Strecke. Mit nichts ausgerüstet als mit selbst genähten Lederschuh, Wolldecken, einem großen Sack *tsampa*, geröstete und danach gemahlene Gerste, und der sicheren Überzeugung, dass die Flucht in das Land, das auch den Dalai Lama aufgenommen hatte, ihre einzige Überlebenschance sei. Eine Überzeugung, die durch nichts begründet war als durch ihren felsenfesten Glauben: Meine Großeltern konnten kein Wort einer indischen Sprache, sie kannten keinen Menschen auf dem ganzen Subkontinent, sie wussten nicht, wohin sie sich dort wenden sollten, und sie hatten nicht die geringste Vorstellung, was sie erwarten würde – bis auf das Wissen, dass der für sie höchsten Autorität dort Gnade widerfahren war, dem Dalai Lama, den sie noch dazu nie in ihrem Leben gesehen hatten. Sie wussten nur wenig über den Himalaja, den höchsten Gebirgszug der Welt, der zwischen ihnen und dem Dalai Lama stand. Ich glaube, sie konnten ihre Flucht nur deshalb beginnen, weil sie keine

Ahnung von den unerwarteten Schwierigkeiten hatten, die sich ihnen auf ihrem wochenlangen Weg entgegenstellen sollten.

Die Schwester meiner Mutter, deren Namen diese längst vergessen hat, starb kurz nach der anstrengenden Flucht. Auch meine Großmutter hat den Namen ihrer jüngsten Tochter vergessen, aber der ist für uns Tibeter auch nicht von Belang.

Wir sprechen nicht gerne über die Toten. Das gehört sich nicht in unserer Kultur. Kunsang, meine Oma, die von meiner ganzen Familie immer nur Mola gerufen wird, mit dem tibetischen Wort für Großmutter, würde mir den Namen ihrer toten Tochter nicht einmal sagen, wenn sie ihn noch wüsste. Wurde sie von Behörden nach einem Namen befragt, nach dem Namen ihrer Eltern oder dem ihres Mannes, wusste sie ihn nicht mehr. Erst nach langem Druck und mit Hilfe meiner Mutter fing sie an, sich an diese verschütteten Namen zu erinnern, doch aussprechen wollte sie sie nie. Mola meint, dass das Bewusstsein eines Verstorbenen durch das Nennen seines Namens oder das Vorzeigen seiner Fotografie angeregt und herbeigerufen werde, und das sei schädlich. So ist auch das Bewusstsein ihrer toten Tochter längst woanders und soll in Ruhe gelassen werden.

Die Führung des Flüchtlingstrupps hatte kein professioneller Schlepper übernommen, wie das heute üblich ist, denn den hätten weder meine Großeltern noch die meisten der anderen Gruppenmitglieder bezahlen können, abgesehen davon, dass es damals kaum professionelle Fluchthelfer gab. Diesen Trupp sollte ein tibetischer Händler über die Berge geleiten, der die Strecke zusammen mit seinen Trägern schon mehrmals zu Fuß bewältigt hatte, um Waren nach Indien und andere Güter zurück nach Tibet zu schaffen. Damals war das die normale Form des Handels. Zwischen Tibet und Indien gab es nur Pfade, aber keine Straßen, Eisenbahn- oder Flugverbindungen. Als Tragtiere

kamen auf den hohen Pässen nur Yaks infrage, da Pferde oder Esel in der dünnen Luft keine Arbeit verrichten können.

Diese Reise sollte die letzte sein für den Kaufmann, denn er wollte nicht mehr zurück nach Tibet, er war selbst auf der Flucht nach Indien, um sich dort eine neue Zukunft aufzubauen. Ohne seine ortskundige Begleitung wäre die Gruppe bei der auf vielen Strecken weglosen Überquerung des Himalajas gescheitert. Die Flüchtlinge hätten sich sicherlich verlaufen, sie wären erfroren oder verhungert. Wieder zeigte sich, dass Mola, die den Führer ausgesucht hatte, intuitiv richtig handelte. In meiner Familie hatte meine Oma immer schon den Ruf, in schwierigen Situationen die richtigen Entscheidungen zu treffen, weil sie ein Gespür für die zukünftige Entwicklung der Dinge hat.

Die Schuhe meiner Mutter waren alles andere als berg- oder wintertauglich. Mit ihren glatten Ledersohlen schlitterte sie bei jedem Schritt über den Schnee, alle paar Meter geriet sie ins Straucheln oder stürzte zu Boden. Socken hatte sie keine, und der Schnee drang allmählich durch die grob gestickten Nähte der Schuhe und machte das Heu, das sich meine Mutter gegen die Kälte in die Schuhe gestopft hatte, kalt und glitschig. Sie wollte immerzu weinen, doch ihr fehlte die Zeit und auch die Kraft dazu, denn sie musste sich mit ihrem ganzen Willen darauf konzentrieren weiterzukommen, Schritt für Schritt und Schneeloch für Schneeloch, das die Erwachsenen vor ihr in dem kaum sichtbaren Pfad hinterlassen hatten. Nur nicht zurückbleiben, denn das wäre ihr Ende. Instinktiv spürte meine Mutter das, als ob sie es schon immer gewusst hätte.

Das Weiterkommen wurde für Sonam immer schwerer. Längst war das Wasser in ihren Schuhen gefroren. Ihre Füße fühlten sich wie dicke, schwere Eisklumpen an, die sie durch die

Gegend schleppen musste. Ihre kleine Schwester hatte es besser: Das fast vierjährige Mädchen konnte zwar schon selbst gehen, hätte aber keinesfalls das Marschtempo und die Strapazen der Wegstrecke bewältigen können. Deshalb trug Mola ihre kleine Tochter die meiste Zeit. Fest wie einen Rucksack hatte sie sich ihr Kind auf den Rücken geschnürt, dick in Decken eingewickelt, um es warm zu halten. Niemals hatte die Kleine geweint oder geschrien. Sie streichelte sogar während des Gehens aus ihren Decken heraus den Kopf ihrer Mutter und flüsterte ihr immer wieder tröstend »*ela oh*« ins Ohr. Das bedeutet in der Sprache Kongpos so viel wie »oh, es tut mir leid«. Es war, als wollte sich das Kind bei der Mutter entschuldigen, dass es nicht leichter war. Sehnsüchtig sah Sonam immer wieder zu dem warmen Bündel auf dem Rücken Molas hinauf. Dort drinnen zu hängen, wäre für sie das höchste Glück auf Erden!

Doch meine Mutter musste weiter durch den Schnee stapfen, sich mit zusammengebissenen Zähnen durch die Finsternis quälen. Als nach einem langen Nachtmarsch wieder einmal einer dieser für sie so wenig erfreulichen Morgen graute, suchte die Gruppe Zuflucht unter einem Felsüberhang, unter dem sich zwischen Schnee und Stein eine schmale Höhle auftat, in der ein Kleinkind eben noch aufrecht stehen konnte. Die Wanderer waren froh, diesmal nicht im Schnee liegen zu müssen. Sie waren froh, dass ihnen der Wind diesmal nicht ins Gesicht blies und sie hier bestimmt niemand sehen konnte. Doch zwischen den blanken Felswänden, von denen Eiszapfen hingen, war es bitterkalt. Die Füße meiner Mutter waren schon fast taub, wobei sie kaum unterscheiden konnte, ob diese Taubheit von den Schmerzen herrührte oder durch Eis und Kälte verursacht wurde. Vorsichtig schälte Mola die kleinen Füße ihrer Tochter aus dem mit Eis verklebten Leder, das eher zerfetzten Gamaschen glich als

Schuhen. Noch vorsichtiger zupfte sie die halb gefrorenen, halb zermatschten Strohhalme von den blau angelaufenen Sohlen, um sich Sonams Füße unter ihren Umhang zu schieben, tief hinein in die wärmenden Falten des Gewands, auf die nackte Haut zwischen ihren Brüsten. Was muss das für ein Kälteschock für meine arme Großmutter gewesen sein, und was für eine unbeschreibliche Wohltat für meine kleine Mutter, die ich mir nie so gut als Mädchen vorstellen konnte wie in den Bildern dieser Flucht, die ich durch die vielen Erzählungen darüber lebhaft vor mir sehe.

Das war das einzig Angenehme an der kurzen Rast, die sich die Gruppe erlaubte. Niemand durfte Feuer machen, niemand konnte Schnee zu Trinkwasser schmelzen, und die Flüchtenden hatten bald nicht mehr genügend Nahrungsmittel, war doch niemand auf eine wochenlange Wanderung vorbereitet gewesen. Auch meine Großeltern hatten nach einigen Wochen nur mehr ein paar Handvoll *tsampa* für jeden dabei.

Um den brennenden Durst zu stillen und die aufgesprungenen Lippen zu glätten, gab es nur die Möglichkeit, an einer eisfreien Stelle Wasser von einem der über die Steine laufenden Rinnsale mit den hohlen Händen aufzufangen oder sich etwas Schnee in den Mund zu schieben. Das löschte zwar den Durst, hielt aber nur kurze Zeit vor und hinterließ ein grausam eisiges Gefühl im Hals und in der Brust und später im Magen. Ein Gefühl, das nicht viel besser war als der Durst und der staubtrockene Gaumen und die rissigen Lippen, die immer wieder zu bluten angingen.

An dem Morgen, als sie hoch genug gestiegen und weit genug entfernt waren von den chinesischen Posten, um auch untermals weitergehen zu können, standen die Berge zum ersten Mal nicht nur als düstere, kaum sichtbare Schemen, sondern

hart, hell und weiß und schwarz vor den Flüchtlingen. Wie eine Mauer erhoben sie sich vor ihnen, noch nie hatte meine Mutter etwas Ähnliches gesehen, auch wenn sie immer im Gebirge gelebt hatte. Das waren andere Berge als die, die sie von zu Hause kannte. Diese Berge hatten keine bewaldeten Flanken, keine grünen Wiesen. Auf diesen Bergen grasten keine Yaks, diese Berge wuchsen senkrecht in die Höhe, und sie waren schwarz. Nur dort, wo die Wände weniger steil waren, lag Schnee. Wie ein Stein gewordener Alptraum standen die Berge vor der Gruppe der Flüchtenden, ein so unglaubliches Hindernis auf dem Weg nach Indien, wie sie es auch in ihren übelsten Träumen nie vor sich gesehen hatten. Wenn ihnen damals jemand gesagt hätte, dass es auf dieser Welt Menschen gibt, die nur zum Spaß auf solche Berge steigen, hätten sie kein Wort davon geglaubt.

Doch mit Fels und Eis und Schnee hatte die Natur noch nicht genug Hindernisse vor den Flüchtenden aufgebaut. Aus den Flanken der Berge schoss nach allen paar Stunden Wegzeit ein Bach hervor, ein schäumender Wasserfall oder ein wilder Fluss zwischen senkrechten Felswänden. Die meisten dieser Flüsse waren nur teilweise zugefroren und zeigten frech ihre Kraft. Sie zu durchwaten und mit mindestens bis zu den Hüften durchnässten Kleidern weiterzugehen, war schrecklich. Auf die an den Sohlen festgefrorenen Steinchen zu treten machte jeden Schritt zur höllischen Qual.

Als die Füße meiner Mutter nach ein paar Stunden Marsch wieder ein wenig besser durchblutet waren, hörte sie von weitem ein Rauschen, das sich nach einem reißenden Bach anhörte. Doch dieses Rauschen wurde lauter und lauter, obwohl noch immer kein Wasserlauf zu sehen war, bis meiner Großmutter klar wurde, dass hier der größte Fluss zu queren war, den sie je im Gebirge gesehen hatte. Wild tosend schoss die Flut durch die

Felsen, und über die Schlucht war eine Hängebrücke gespannt. Gott sei Dank, dachte meine Großmutter im ersten Moment, bis sie sah, in welchem Zustand sich diese Brücke befand: Nur vier Seile waren über den Abgrund gespannt, die unten mit Stricken als Querstreben aneinandergebunden waren. Diese Stricke sollten wohl als Trittstufen dienen, doch wie weit waren sie voneinander entfernt, wie viel Gischt und Schaum und Abgrund war zwischen jedem Strick und dem nächstfolgenden zu sehen? Bestimmt, dachte meine Mutter mit Grauen, würde sie da hinunterfallen, würde zwischen zwei Stricken den Halt verlieren und von diesem wackligen, zitternden Brückengespenst in die bodenlose Tiefe stürzen.

Mola ließ ihrer Tochter keine Zeit für solche Gedanken. Mit einem Ruck schob sie sie in Richtung des Abgrundes, um dann selbst voranzugehen, fest an die Seile gekrallt, aber immer mit einer freien Hand für Sonam. Die Brücke fing schrecklich zu schaukeln an, das Wasser tobte so laut, dass selbst Mola, obwohl sie direkt vor meiner Mutter ging, deren grellen Schrei kaum hören konnte. Doch sie fing ihre rutschende Tochter ab, hielt sie oben auf den Seilen und zog sie weiter, selber balancierend und angst erfüllt. Schritt für Schritt kamen sie so über den Fluss auf die andere Seite der Schlucht. Genauso wie die anderen Flüchtenden vor ihnen und vermutlich noch viele Flüchtlinge, die nach ihnen diesen Weg in die Freiheit Indiens gewählt hatten.

Nach der Querung der luftigen Brücke begann für meine Mutter wieder die gewohnte Quälerei: Fuß vor Fuß durch die immer schneereichere und immer eisigere Bergwüste zu stapfen, ohne erkennbares Ziel vor Augen, denn sie sah nichts als Schnee und Eis und Felsen, wie sie schon die letzten Tage nichts als Schnee und Eis und Felsen gesehen hatte. Dazu wurde es käl-

ter, und der Wind pffiff schärfer. Weiter und weiter stieg die Gruppe hinauf in die eisigen Höhen des Himalajas.

Plötzlich brach der Schnee unter Sonams Füßen weg. Meine Mutter rutschte in eine Gletscherspalte neben den Fußspuren der vor ihr Gehenden, die von frischem Schnee zugedeckt war, prallte gegen eine eisige Wand und fiel zwei Meter tiefer in harten Schnee. Voller Panik sah sie, dass es neben ihr noch weiter hinunterging. Sie sah auch, wie weit es hinauf war, nach oben, wo ein weißer, gleichgültiger Himmel voller Schneeflocken über den Bergen lag. Niemand hatte sie fallen gesehen, denn sie war als Letzte gegangen. Sie wartete, atemlos, lauschte, aber nichts war zu hören außer dem Pfeifen des Windes. Sie weinte. Sie schrie nicht, weil sie Angst hatte zu schreien. Was immer geschieht, rufe nicht, weine nicht, schreie nicht, das hatten ihr die Erwachsenen Dutzende Male eingeschärft. Kein Feuer, kein Lärm, kein Gekreische, denn die Chinesen können überall sein. In panischer Angst krallte sie sich an die eisigen Seiten ihrer Falle, suchte verzweifelt einen Weg nach oben, doch wieder und wieder rutschten ihre glatten, nassen, schneeverklumpten Schuhe an den Wänden ihres Gefängnisses ab und ließen sie sogar noch ein Stück tiefer fallen, als sie vorher gelegen hatte. Sollte ihre Flucht hier zu Ende sein? Sollte sie ihre Mutter, ihren Vater nie mehr wiedersehen? Sollte sie für immer in diesem dunklen Eisloch gefangen bleiben?

REISE IN DIE VERGANGENHEIT

Mit beiden Händen hielten wir uns über fünfundzwanzig Jahre später, 1986, im tibetischen Feuer-Tiger-Jahr, an allem fest, was wir ergreifen konnten, denn die Welt tanzte, sobald wir aus der Stadt waren. Wir hingen an Stangen, krampften uns an Lehnen, griffen nach Amala, unserer Mutter, drückten uns an Pala, unseren Vater, hielten Mola fest. In den Kurven prallten wir aneinander, jeder Meter Straße war ein Loch oder ein Hügel oder ein Stein. Wir fuhren den ganzen Tag. Fuhren durch weite Täler und über Steppen und Steine und Sand, vor uns die Staubfahnen von Lastwagen und Yak-Kolonnen, hinter uns die eigene Staubschleppe. Die Sonne brannte, die Fenster standen offen. Meine Familie hatte den ganzen Reisebus für sich gemietet, denn normale Mietautos gab es damals nicht. Unser Mundschutz war grau wie unsere Haut und unsere Haare und alles, was wir an hatten. Die Berge rückten von Stunde zu Stunde näher, während wir durch lichte Wälder fuhren und über Almen und entlang von Flüssen, die so laut rauschten, dass man sie sogar im Geratter unseres Busses hören konnte.

Für uns Kinder war diese Reise ein großes Abenteuer. Mein Bruder Tashi war damals vier, ich sechs Jahre alt. Von unserer frühesten Schweizer Kindheit an hatten uns Amala und Mola, meine Großmutter, von Tibet erzählt, von einem sagenhaft schönen Land mit blühenden Tälern und schneebedeckten Ber-

gen, und nun hatten sich ihre Geschichten in einen Reisebus verwandelt, der uns auf holprigen Schotterpisten auf den Sitzen tanzen ließ. Der Zufall oder das Schicksal wollte es, dass ich bei meiner ersten und bislang auch letzten Reise nach Tibet genauso alt war wie meine Mutter Sonam, als sie ihrer tibetischen Heimat auf der Flucht vor den chinesischen Besatzern den Rücken kehren musste. Nun kehrten meine Großmutter Kunsang mit Mitte sechzig und meine Mutter Sonam als dreiunddreißigjährige Frau zum ersten Mal in die alte Heimat zurück.

Nicht zuletzt deshalb empfand meine Mutter diese Fahrt so anders als wir Kinder. Sie führte sie durch eine Landschaft, die sie zum letzten Mal vor einem Vierteljahrhundert gesehen hatte. Durch eine Landschaft, die für sie damals mit nächtlichen Gewaltmärschen, Strapazen, Hunger, Entbehrung und ständiger Todesangst verbunden war. Mit großen Augen fixierte sie die schroffen Berge, kargen Wiesen und üppigen Geröllhalden vor den Fenstern des Busses, besonders während des letzten Teils der Fahrt, als unsere Aufmerksamkeit schon wieder abzunehmen begann. »Seht her«, rief sie, als der Bus einer Straße in ein anderes Tal gefolgt war, »dort drüben sind wir gegangen, ich weiß es genau. Der Fluss war unser Begleiter, Tag für Tag. Ich hatte mich gewundert, wie weit ein Fluss überhaupt fließen kann.«

Unsere Amala klebte an der Fensterscheibe. »Es gab keine Straßen, wir mussten querfeldein oder auf den Pfaden der Hirten flüchten«, sagte sie mehr zu sich selbst als zu uns. Sie wurde immer stiller, und eine große Trauer stieg in ihr auf, die ihr mehr und mehr die Kehle zuschnürte. Dies war einmal ihr Land gewesen, das Land ihrer Kindheit, durch das sie jetzt fuhr wie eine Touristin, die mit alledem nicht verbunden war.

Wir Kinder taten, als hätte uns ihre Schilderung der Flucht sehr aufgewühlt, aber nur unserer Mutter zuliebe. Viel mehr als

Straßen, die es früher nicht gegeben hatte, interessierte uns, wie die Sitzpolster auf und ab hüpfen und wie wir das Schaukeln der Sitze ausgleichen konnten. Unser Pala war damit beschäftigt, den Verlauf unserer Reise fleißig zu fotografieren, und Mola schien sich für die Besichtigung der alten Marschrouten überhaupt nicht zu interessieren. Mit stoischer Ruhe ließ sie die Perlen ihrer *mala*, der Gebetskette, durch die Finger der linken Hand gleiten, eine nach der anderen, bis sie die ganze Runde mit allen hundertacht Perlen durchgearbeitet hatte. »*Om mani peme hung*«, murmelte sie dazu, einmal für jede Perle, dann begann sie mit der nächsten Runde. Schwer zu sagen, was sie durch die winzigen Schlitze, zu denen sie ihre Augen verengt hatte, in ihre weite Seele hineinließ. Erst als wir auf einem hohen Pass hielten, kam mit einem Mal Bewegung in sie. Mola stieg aus dem Bus, atmete tief durch und rief dreimal laut »*lha gyalo*«, was so viel bedeutet wie: »Die Götter mögen siegen!« Voller Freude stimmten wir Kinder in ihre Rufe ein: »*Lha gyalo!*«

Wir waren schon wieder ein paar Stunden unterwegs, als der Fahrer plötzlich den Bus unter Quietschen und Rasseln zum Stehen brachte. »Wir sind da«, erklärte er, aber wir sahen nichts als einen tosenden Fluss und Berge, überall Berge, die sich hoch auftürmten und von dichtem Wald bedeckt waren, von Eichen, Birken, Weiden und Tannen. Wo sollte hier das Dorf unserer Vorfahren sein?

Der Boden, auf dem wir standen, fühlte sich an wie rettendes Land nach einer stürmischen Bootsfahrt. Unsere Seesäcke, die es eben noch auf und ab geschleudert hatte, lagen nun unbeweglich wie Steine. Daneben standen meine Eltern, und Großmutter kletterte gerade umständlich aus dem Bus. Amala und Pala war nicht gut. Kopfweh hatten sie, und übel war ihnen, denn sie waren die Höhe nicht gewohnt, die dünne Luft nicht

und nicht die harte Sonne. Uns Kindern machte das nichts, mein Bruder Tashi und ich fühlten uns wie Fischlein im frischen Wasser. Unserer Großmutter ging es erstaunlicherweise genauso. Dabei heißt es immer, je älter jemand ist, desto mehr leide er unter der Umstellung auf große Höhen!

Erst als der Bus weg war, hörten wir das Tosen: Tief unterhalb der Straße kochte das Wasser und wütete zwischen Felsen und Steinen. Stauend beugten wir uns über den Abgrund, Amala hielt uns ängstlich zurück. Es dauerte, bis wir die Seile sahen, so dünn waren sie. Vier armselige Seile, die als Brücke über den Fluss hingen, mit anderen Stricken als Querstreben verspannt, auf denen lose ein paar Bretter lagen. Und dann dämmerte uns, dass Pang, das Heimatdorf unserer Familie, das wir noch nie gesehen hatten, am anderen Ufer lag. Dass wir den Fluss überqueren mussten, genau hier, über diese Hängebrücke, denn die nächste richtige Brücke war mehrere Tagesreisen weit weg.

Bisher hatten wir von dieser Brücke nur gehört, und auch vom mächtigen Pang-chu, einem Seitenfluss des Tsangpo, hatte uns Mola erzählt. Davon, dass derjenige niemals mehr aus seinen Strudeln herauskäme, der in ihn hineinfiel. Immer hatten wir das für ein Märchen gehalten, für eine schöne, aber großmütterliche Geschichte, bis wir selbst am Ufer dieses Flusses standen. Nun war uns klar, dass niemand wahrer gesprochen hatte als unsere Mola. Das Wasser toste, und wir standen schweigend am Ufer, bis Großmutter einen der Säcke nahm und voranschritt, den steinigen Pfad hinunter zu den Seilen. »Worauf wartet ihr?«, rief sie, dann ging der Klang ihrer Schritte im Rauschen unter. Unsere Oma hatte es eilig, nach Hause zu kommen.

IN LAUBHÜTTEN

Es ist bald ein Jahrhundert her, dass Mola, meine Großmutter, als Kleinkind die wohl jüngste Nonne Tibets war. Sie konnte noch kaum richtig sprechen, war aber damals schon fasziniert von den Nonnen des Klosters Ahne, die ihre Tage im nahen Tempel zubrachten. Dort beteten, sangen und meditierten sie mit kahlrasierten Köpfen. Mola wollte so werden wie diese Frauen. Sie wollte sich auch die Haare scheren und dieselben roten und gelben Gewänder tragen, sie wollte genauso würdevoll und ruhig und heilig sein wie sie.

Das Haus dieser Nonnen lag im äußersten Osten Tibets in der Region Rege, wo meine Großmutter aufwuchs, damals viele Wochen Reisezeit östlich von Pang. Die vergoldeten Zinnen und die vergoldete Spitze des Klosters überrückten das hoch gelegene Tal, in dem nicht viel mehr wuchs als Kräuter und Gräser, die sich bald in den Sommerwinden wiegten, bald von den Winterstürmen unter einer Schneeschicht begraben wurden. Nur unten in der Talsohle, am Flussufer, wo sich das Dorf befand, gediehen noch Weiden und Wasserlilien, aber auch Aprikosen- und Nussbäume. In den Wiesen oberhalb der bescheidenen Gemüseärten wucherten im Sommer Orchideen, Margeriten, Enzian und Edelweiß. Die Farben der Blumen wetteiferten mit denen der neben dem Kloster an langen Schnüren zwischen Masten und Bäumen gespannten Fahnen, wer prächtiger und bunter aussä-

he. Die Fahnen flatterten im Wind, der die aufgedruckten Gebete in alle Himmelsrichtungen verstreute.

Mehr als dieser prächtige Anblick faszinierten meine Großmutter nur noch die beiden Klöster, die oben auf dem Berg standen, gute drei Stunden Fußmarsch vom Dorf entfernt, auf jeder Talseite eines. In einem der Klöster beteten Männer, im anderen Frauen. Mola war vor allem vom Nonnenkloster angehtan und von den windschiefen Hütten und Häuschen, die etwa eine halbe Stunde Fußmarsch oberhalb davon lagen. In diesen Hütten meditierten Nonnen, die ständig dort lebten. Normale Sterbliche kamen kaum dorthin, aus Respekt und Ehrfurcht gegenüber den meist in stiller Versenkung verharrenden Frauen. Manche der Hütten waren provisorisch aus Laub und trockenen Ästen gebaut, die mit langen Gräsern zusammengebunden waren, andere aus Holz oder Rinden. In denen lebten die Einsiedlerinnen. Sie sprachen mit keinem Fremden, ja sie verloren auch untereinander kaum ein Wort. Sie empfingen keine Besuche und kamen selten hinunter ins Dorf, meist nur, um sich etwas zu essen zu holen. Wenn sie ins Tal hinabgestiegen waren, beteten sie mit gesenkten Blicken vor den Häusern und sangen zur rhythmischen Begleitung der Sanduhrtrommeln, die sie in ihrer rechten Hand drehten und die beständig ihr Dram-drum-dram-drum von sich gaben. Diese Einsiedlerinnen zeigten den von ihnen besuchten Dörflern ihre Hingabe im Gebet und lebten ihnen die buddhistischen Ideale der Bescheidenheit und Armut vor. Die Dorfbewohner, die durch die Gebete der Einsiedlerinnen spirituell so reich beschenkt wurden, revanchierten sich mit Lebensmitteln, die die Betenden dringend brauchten. So gaben die Dörfler den Nonnen *tsampa*, Käse, Tee oder Butter.

Meiner Großmutter kamen diese besitzlosen Frauen nicht arm oder bemitleidenswert vor, sondern reich. Sie hatte bereits

früh gelernt, dass das Festklammern an Besitztümern nur Leiden hervorruft, und sie wollte ihre Freiheit, ihren Frieden in völliger Besitzlosigkeit erreichen.

Meine Großmutter wuchs zu einer Zeit auf, als der Buddhismus jede Sekunde tibetischen Lebens bestimmte. Alles in diesem Land war auf Religion konzentriert, jeder betete zu den Göttern, benutzte Gebetsmühlen und Gebetsketten, holte Prophезeungen ein und ließ, wenn es ihm nicht gutging, besondere Riten von Mönchen oder Nonnen durchführen. Vieles Weltliche, Zukunftsweisende und Aufklärerische war im alten Tibet zugunsten einer traditionellen Weltsicht hintangestellt. Nur zu gerne überließen die Menschen politische, soziale und wirtschaftliche Entscheidungen einem kleinen Kreis aus Adligen, Mönchen und geistigen Würdenträgern, die meist aus angesehenen Familien stammten und das Machtgefüge des Landes bildeten. Die Tibeter hatten sich der Bewahrung ihrer Tradition und ihres spirituellen Lebens verschrieben. Das Land war wie unter einer gläsernen Käseglocke gefangen; ähnlich dem Europa des ausgehenden Mittelalters verharrte es in einer sonderbaren Starre.

War die Armee der Tibeter noch fast zwölfhundert Jahre zuvor als gefürchtete Streitmacht bis vor die damalige chinesische Kaiserresidenz Chang'an marschiert, hatte sie erobert und dem chinesischen Kaiser einen schmachvollen Frieden diktiert, so war die tibetische Armee über die Jahrhunderte hinweg zu einem bedeutungslosen Reitertrüppchen zusammengeschrumpft, das dem zahlenmäßig überlegenen Nachbarn nichts entgegenzusetzen hatte. Kleine chinesische Trupps reichten aus, um Tibet 1910 zu überrennen und bis in die Hauptstadt Lhasa vorzudringen. Schon damals musste der 13. Dalai Lama nach Indien fliehen und konnte erst nach dem Zusammenbruch des chinesi-

schen Kaisertums in den Potala, seinen Palast in der tibetischen Hauptstadt, zurückkehren.

Die Mächtigen Tibets betrachteten diesen chinesischen Überfall nicht als Warnung, sondern konzentrierten sich noch mehr auf ihre Religion und auf die Bewahrung der feudalen Strukturen. Das öffentliche Leben Tibets bestimmten Mönche und Adlige. Zu dieser Zeit soll jeder fünfte tibetische Mann als Mönch im Kloster oder in einer Einsiedelei gelebt haben. Damals umfasste Tibet doppelt so viel Fläche wie das heutige sogenannte »Autonome Gebiet Tibet«, das die Chinesen in den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts eingerichtet hatten, nachdem sie die nördlichen und östlichen Teile des tibetischen Siedlungsgebiets den chinesischen Provinzen Qinghai, Gansu, Sichuan und Yunnan zugeschlagen hatten. Im alten Tibet lebten geschätzte fünf Millionen Einwohner, darunter zweieinhalb Millionen männliche Tibeter, von denen wohl eine halbe Million Mönche waren. Ich kenne keine Schätzungen darüber, wie viele Nonnen es gab, doch ihr Anteil war verschwindend gering.

Für einen kleinen Jungen schien es deshalb naheliegend, sich für diese heilige Art des Lebens zu interessieren, für ein Mädchen war es eine ausgefallene Idee. Als meine Mola sich die Haare hatte abschneiden lassen, wollten es ihr andere Mädchen gleichtun und ließen sich auch die Haare abrasieren, doch das Ergebnis befriedigte sie wenig, so dass sie sich die Haare wieder wachsen ließen. Lange Haare sind in Tibet besonders für Frauen wichtig und unverzichtbar. Nur Großmutter blieb bei ihrer Stoppelfrisur, bis heute, im Alter von etwa neunundachtzig Jahren.

Mola kennt ihr genaues Alter in Jahreszahlen nicht, weil sie das nicht interessiert. Sie weiß aber, dass sie in einem Eisen-Vogel-Jahr geboren wurde, ihr Geburtsjahr nach dem gregorianischen Kalender ist ihr gleichgültig. Auch ihr Geburtstag ist ihr

unbekannt. Für Tibeter zählt nur das Tierkreiszeichen des Geburtsjahres und allenfalls noch das damit verbundene Element. Bei der Datierung ist für die Tibeter der Termin des Neujahrs entscheidend. So wurde etwa meine Mutter im Schlangen-Wasser-Jahr geboren, fünf Tage vor dem tibetischen Neujahr. Dadurch war sie zu Neujahr nach tibetischer Rechnung bereits ein Jahr alt, obwohl sie erst seit fünf Tagen auf der Welt war. Wäre sie eine Woche später geboren, hätte sie erst dreihundertsechzig Tage später als einjähriges Mädchen gegolten.

Ihre Geburtsdokumente musste sich meine Großmutter im Erwachsenenalter nach geschätzten Daten anfertigen lassen, weil das die Behörden von ihr verlangten, doch ich glaube, sie hat nie auch nur einen Blick in diese Dokumente getan. Bürokratie interessiert sie nicht, das ist für sie überflüssiges Blendwerk. Persönliche Dokumente gab es im alten Tibet nicht, genauso wenig wie Geburtsregister, Geburtsurkunden oder Standesämter. Die Kinder kamen nicht in Krankenhäusern zur Welt, denn in Tibet gab es keine. Alle Frauen entbanden zu Hause, in ihren Hütten, in den Zelten der Nomaden, auf den Bauernhöfen in den Dörfern oder, wenn sie aus reichen Familien stammten, in den stattlichen Häusern der Städte. Außer Adligen, Mönchen und Nonnen konnte so gut wie niemand lesen und schreiben.

In den Klöstern gab es Mönche, die für die Verwaltung der klostereigenen Ländereien, Güter und Arbeiter zuständig waren, für die Buchhaltung, die Auszahlung von Löhnen und das Eintreiben von Steuern und Abgaben. Andere Mönche kümmerten sich um das Ausüben und Unterrichten der klassischen tibetischen Medizin, wieder andere um die Lehre der Astrologie, damals eine exakte Wissenschaft wie viele andere, oder um die Vervielfältigung, Weitergabe und Verbreitung religiöser Texte, nur unter den Mönchen selbst. Schulen gab es nur wenige, meist

auf privater Basis gegründete, und nur sehr reiche Leute konnten es sich leisten, für ihre Kinder einen Hauslehrer anzustellen oder die Kleinen zur Erziehung nach Indien zu schicken.

Davon war die Familie meiner Großmutter meilenweit entfernt, dabei war sie nicht bettelarm, sondern kam gewissermaßen aus dem Mittelstand. Ursprünglich stammten Molas Eltern aus einer angesehenen Familie, die in der Region Samanang in Derge lebte. Diese Familie Chökhortsang besaß Ländereien und große Viehherden, die im Sommer auf die umliegenden Almen getrieben wurden, und konnte dem benachbarten Kloster als Zeichen ihres Wohlstands reichlich Lebensmittel schenken. Doch Großmutter lebte nie dort. Sie wurde in Rege geboren, wohin die Familie vor ihrer Geburt umgezogen war. Die Gründe für diesen Umzug hatte Mola nie erfahren, sie liegen wohl für immer im Dunkeln. In Rege besaß die Familie nur wenige Felder. Der Vater produzierte Papier aus Zweigen eines Gebüschs, die die Mutter sammeln ging. Diese Zweige wurden so lange gekocht, bis sie eine Art dünnen Brei ergaben, den Molas Vater in einen mit Stoff bespannten Rahmen goss. Wenn diese Mischung zu einer dünnen Schicht trocknete, war ein Blatt Papier entstanden.

Ein Land fern der Zeit

Zu Beginn der zwanziger Jahre des letzten Jahrhunderts, als Mola geboren wurde, gab es in Tibet noch keine Straßen, keine Bahnlinien, keine Flughäfen, überhaupt keine Verkehrsmittel. Das Rad war zwar bekannt, aber es galt als religiöses Symbol für die von Buddha verkündete Lehre, weshalb die Mönchsregierung des Landes nicht wünschte, dass es durch alltägliche Be-

nutzung entweicht würde. Alles sollte so bleiben, wie es war. Lasten konnten schließlich auf den Rücken von Yaks, Pferden, Eseln, Maultieren und Menschen transportiert werden. Die Leute hatten keine Telefone, es gab keine Zeitung mit nationaler Verbreitung, keine Radiostation und keine Kinos.

Die Entscheidungen über solche Entwicklungen trafen keine Behörden im europäischen Sinne, sondern eine kleine, miteinander eng verflochtene Schicht von weltlichen Adligen und hohem Klerus, oft unter der persönlichen Leitung eines Dalai Lamas, wenn in Tibet gerade ein entscheidungsfähiger, erwachsener »Ozean-Lehrer«, wie die wörtliche Übersetzung dieses eigentlich mongolischen Titels lautet, im Amt war. Das war nicht immer der Fall: Der Dalai Lama wurde oft erst Jahre nach dem Tod seines Vorgängers in einem Kleinkind erkannt und musste dann heranwachsen und ausgebildet werden, bevor er als aktiver Herrscher zur Verfügung stand. In den langen Zeiten des Machtvakuum konnten die einflussreichen Adligen und Kleriker Lhasas nach eigenem Belieben schalten und walten.

Nachrichten über neue Entwicklungen in der Hauptstadt, seltener von außerhalb ihres Landes, erreichten die Dörfler durch Erzählungen der Nomaden oder durch die Berichte der mit Pferden und Yaks reisenden Kaufleute. Dann blühte an den mit Yakmist genährten Herdfeuern nicht nur der Klatsch, sondern auch die Fantasie. Die offizielle Post wurde von Läufern von einem Dorf in das nächste gebracht, ein Brief von Lhasa nach Kongpo war mehrere Tage unterwegs.

So wurde das Leben auf dem Dach der Welt vor einem knappen Jahrhundert von tiefer Spiritualität, Frieden und selbst gewählter Isolation geprägt. Unterdessen war nicht nur Europa in den Wirren des Ersten Weltkrieges versunken. In den zwanziger Jahren führte die globale Krise der »Ersten Welt« zu Massen-

arbeitslosigkeit, Hunger und Armut, aber auch zu Rassenhass, neuen Kriegen und Faschismus. Ich setze »Erste Welt« hier in Anführungszeichen, weil der Begriff ursprünglich als Qualitätsurteil gemeint war, als Bezeichnung für den Teil der Welt, der für sich beanspruchte, die großen Menschheitsprobleme wie Hunger, Krankheit und Armut zumindest ansatzweise gelöst zu haben. Die Tibeter bekamen von den weltweiten Wirren nicht das Geringste mit. Wie eh und je hüteten sie ihre Yaks, Dris, das sind die Yakkühe, und Schafe. Wie immer schon bauten sie ihre Gerste an, rösteten und mahlten sie und rührten daraus ihren Brei aus *tsampa*, Butter und Tee. Wie schon Jahrzehnte, ja Jahrhunderte zuvor lieferten die Bauern einen Teil ihrer Erträge an Klöster und Adlige ab, die ihnen Land verpachtet hatten oder sie teilweise sogar in Leibeigenschaft hielten, und wie eh und je erhielten sie dafür nichts weiter als das Gefühl, dass sie in einer festgefühten, unzerstörbaren Gesellschaftsordnung lebten, die sie zwar beherrschte, ihnen aber auch die Sicherheit gab, dass nichts passieren konnte. Dafür sorgten Mönche und Nonnen, die zu Hunderttausenden Tag und Nacht den Segen der Schutzgottheiten erbaten und übelwollende, lokale Geister besänftigten, zornvolle Götter milde und friedfertige Götter gewogen stimmten. Wer darüber hinaus einmal im Leben zu einer großen Pilgerreise aufbrach, um unter Tausenden Niederwerfungen einen heiligen Berg oder ein Kloster mehrfach zu umrunden, in einem Wechsel von Niederknien, Über-den-Boden-Rutschen, Sich-auf-den-Boden-Legen, Aufstehen und Schreiten, den sollte nichts Schlimmes mehr bedrohen können. Diese vielfachen Niederwerfungen dienen dazu, sich von allen schlechten Taten und von schlechtem Karma zu reinigen.

Natürlich kannten die Tibeter dennoch die Geißeln von Krankheit, vorzeitigem Tod, Not und Entbehrung. Alltagshygie-

ne gab es keine, die medizinische Versorgung war stark eingeschränkt, entsprechend kurz fiel die durchschnittliche Lebensspanne aus. Nicht selten starben Kinder bei der Geburt oder kurz darauf, nicht wenige Erwachsene erlagen Krankheiten, die mit einfachen Medikamenten oder Operationen heilbar gewesen wären. Daraus jedoch den Schluss zu ziehen, die Tibeter hätten sich damals als Volk im Unglück gesehen, wäre falsch. Abgesehen davon, dass die Menschen nur ihr eigenes Schicksal kannten und keine Vergleichsmöglichkeiten hatten, lebten sie ein glückliches Leben. Ein Leben ohne Depressionen und Neurosen, ein Leben ohne Unsicherheiten und Zweifel. Ihr tief verwurzelter unerschütterlicher Glaube hielt sie in jeder Situation aufrecht, und sei sie auch noch so widrig. Wer sich nichts zuschulden kommen hatte lassen, konnte mit Fug und Recht auf eine gute, ja eine bessere Wiedergeburt hoffen. Die Aussicht auf eine ganze Kette von Leben, in die sich das jetzige nur als eine kleine Perle unter vielen einreicht, erfüllt die Menschen auch im heutigen Tibet und im Exil mit einer Zuversicht, die jede Not leichter ertragen lässt.

Krankenlager in den Bergen

Trotz ihres Glaubens war es bitter für meine Familie, als sich das Leid in ihrem Haus einnistete. Als meine Mola, die verträumte kleine Nonne Kunsang, etwa sechs Jahre alt war, brach ihre Mutter zusammen, aus heiterem Himmel, ohne dass sie sich je krank gefühlt hatte. Tags zuvor war sie glänzend gelaunt von einem Treffen bei guten Freunden aus dem Nachbardorf zurückgekehrt, zu Fuß und zusammen mit einer Freundin. Dort hatte es reichlich zu essen und zu trinken gegeben, dazu gekochtes

Fleisch, und die zwei Frauen hatten für ihre Familien etwas von dem Fleisch mit nach Hause gebracht. Doch schon am nächsten Tag erkrankten die beiden, danach auch die Tochter der Freundin meiner Urgroßmutter. Mit Krämpfen wanden sie sich auf ihren Lagern, erbrachen, schwitzten, fieberten, waren bleich und zittrig und fast ohne Besinnung. Zuerst starb die Freundin der Mutter Molas, dann deren Tochter, die eine Freundin Molas war. Das ganze Dorf befand sich in heller Aufregung. Man befürchtete, dass die Krankheit ansteckend sein könnte, und meine Urgroßmutter musste das Dorf verlassen, obwohl sie sich kaum auf den Beinen halten konnte. Ärzte gab es keine, Medikamente auch nicht, weshalb die Dörfler in der Entfernung der Kranken die einzige Möglichkeit sahen, Schlimmeres zu verhindern. Mein Urgroßvater war mit den Tieren unterwegs, also konnte nur Mola ihrer todkranken Mutter Hilfe leisten. Sie stützte die Fiebernde, geleitete sie auf einem mehrstündigen Fußmarsch hinauf in die Berge, in Richtung der hoch oben gelegenen Klöster, bis sie nach unzähligen Pausen ächzend und schweißüberströmt in einer leerstehenden Hütte ankamen. Dort wachte das Kind zwei Tage und zwei Nächte lang neben ihr, wobei es selbst immer wieder einnickte. Mola brachte ihrer Mutter Wasser, trocknete ihren Schweiß, betete. Was hätte sie sonst auch tun sollen? Immer wieder übergab sich die Mutter und schaffte es nicht mehr bis vor die Tür, wenn sie mal musste. Kunsang brachte alles immer wieder in Ordnung, so gut es ihr möglich war.

Als der Vater heimkam und von dem Unglück hörte, blieb er zu Hause. Er hatte Angst vor Ansteckung und weigerte sich, zu der Hütte zu gehen, in der seine Frau lag. Kunsang wanderte hinunter ins Dorf, um etwas zu essen zu holen, und ihr Vater kochte Suppe, die sie zu ihrer Mutter bringen musste, über einen

schmalen Pfad wieder den Berg hinauf. Auf diesem anstrengenden, steilen Weg über einige Hundert Höhenmeter, über Steine und Serpentinien und Almwiesen und Stufen, ging die Hälfte der Suppe verschütt, doch es gab keinen Deckel zu dem schweren Topf. Immer wieder brachte das Kind Suppe zur Mutter, kein anderer Dorfbewohner wagte sich hinauf. Mein Urgroßvater ging indes ins Kloster und reichte den Mönchen Opfergaben, damit sie Zeremonien für seine schwer kranke Frau abhielten. Er ließ *bartsche lamsum* sprechen, ein Gebet gegen Geister, die Hindernisse und Übles herbeiführten.

Die Ursache der Erkrankung meiner Urgroßmutter kannte niemand. Erst viel später wurde Mola klar, dass der Tod ihrer Mutter mit dem Fleischverzehr in Verbindung stand. Die Freundin der Mutter hatte ihrer Tochter noch am selben Tag etwas von dem Fleisch gegeben, und nur die drei, die davon gegessen hatten, waren erkrankt, niemand sonst. Fleischvergiftungen kamen damals häufig vor. Als Konservierungsmethode für Fleisch war nur das Trocknen bekannt, doch bei diesem Prozess, der unter freiem Himmel, in der Speisekammer oder oberhalb des Feuerplatzes stattfand, konnten sich leicht Krankheitserreger einnisten.

Eigentlich sollen Buddhisten keine Tiere töten. Deshalb hatte sich in den größeren Siedlungen eine Kaste von Schlächtern entwickelt, häufig Muslime, die nichts mit den buddhistischen Geboten zu schaffen hatten. Diese Menschen wurden von den meisten Tibetern zwar als minderwertig angesehen, aber dennoch dringend gebraucht, denn kaum jemand wollte aus religiösen Gründen auf Fleisch verzichten. Wer keines aß, tat dies meist nur, weil er sich kein Fleisch leisten konnte. In den Dörfern oder auf den Lagerplätzen der Nomaden lebten keine Muslime, dort mussten die Tibeter ihre Tiere selbst schlachten.

Das taten sie zwar ungern, aber routinemäßig, wobei sie lediglich vermieden, viele kleine Tiere zu töten. Fische, Geflügel, Kaninchen oder anderes Kleingetier hätten die Tibeter nie gegessen und machen das meist auch heute kaum, wird doch bei deren Verzehr genauso eine Kreatur vernichtet wie bei der Schlachtung eines Yaks oder einer Yakkuh. Von einem Exemplar dieser Rinderrasse werden Dutzende Menschen satt, von einem Fisch im schlechtesten Falle nicht mal einer, wodurch es nach rein rationalen Gesichtspunkten sinnvoller und auch segensreicher ist, die Schuld des Tötens auf viele Esser aufzuteilen und sie dadurch für den Einzelnen möglichst gering zu halten. Auch beim Hausbau, bei der Feld- und Gartenarbeit oder auch nur beim Gehen auf einem Weg achteten die Tibeter peinlichst darauf, keine Regenwürmer oder anderes Getier zu erdrücken, und wenn sie in ihren Häusern Käfer oder Spinnen fanden, trugen sie sie ins Freie, anstatt sie zu erschlagen.

Ganz auf Fleisch verzichten mochten die meisten Tibeter nie, denn was soll man auch essen oben in den Bergen, wo kaum etwas wächst außer ein bisschen Gerste, einige wenige Gemüsesorten, ein paar Kräuter und Gras für die Tiere? Weil es nur wenig energiereiche und eiweißreiche Nahrung gab, waren die Tibeter darauf angewiesen, Fleisch zu essen.

Wenn ein Tier geschlachtet werden musste, weidete man es vollständig aus und verwendete beinahe alles: das Fleisch und die Haare, die Haut oder das Fell, das Hirn, die Eingeweide, die Sehnen und auch die Knochen. Von einem Lebewesen, dem man Leid zugefügt hatte, etwas ungenutzt wegzuwerfen war völlig undenkbar. Deshalb wurde das Fleisch oft zu lange aufbewahrt, sogar bis es schlecht roch. Schlimme Vergiftungen waren die Folge.

Nur weil Großmutter schon geschlafen hatte, als die beiden Frauen von ihrer Einladung ins Nachbardorf zurückgekehrt waren, konnte sie nichts von dem Fleisch essen. Was wäre wohl geschehen, wenn sie damals noch wach gewesen wäre ...?

Schlafende Mutter

Was mit ihrer Mutter geschah, wusste Mola nicht zu sagen. Eben hatte sie sich noch in Krämpfen gewunden, gestöhnt und mit den Augen gerollt, jetzt lag sie ruhig da, so ruhig wie tagelang nicht. Ihre Schmerzen schienen weniger geworden zu sein, und ihre Augen zuckten nur noch ein bisschen. Bald war die Mutter still. Die Hand, mit der sie den Arm ihrer Tochter festgehalten hatte, glitt weich wie ein Stück Stoff auf den Boden neben der Pritsche. Die Mutter schien zu schlafen, auch wenn ihre Augen nicht geschlossen waren. Das fand meine Großmutter merkwürdig, sie konnte es nicht einordnen.

Es war Abend. Die Schatten der Berge wurden dunkler und dunkler, bis die Nacht sich wie eine dichte Decke über das Land legte. Mola konnte ihre Mutter nicht mehr sehen, die Butterlampe in der Hütte war ausgebrannt. Sie ging hinunter zum Vater, weil sie hungrig war, vielleicht hatte er noch etwas Suppe oder *tsampa* für sie. Der Vater fragte sie nach der Mutter. Als Mola ihm sagte, dass sie mit halboffenen Augen schlafe, dass sie ganz still sei, wurde auch der Vater still. Was dem Mädchen als tröstlich erschienen war, schien ihn traurig zu machen. Geknickt saß er da und rührte sich nicht. Noch nie hatte die Tochter ihren Vater so gesehen.

»Wir gehen zu ihr hinauf«, sagte er schließlich. Kunsang wunderte sich, dass er auf einmal doch zu seiner kranken Frau wollte. Er nahm einen Kienspan mit, um in der Hütte zu leuchten.

Oben angekommen, sprach der Vater zur Mutter, aber die antwortete nicht. Ihr Gesicht, dessen Schatten unruhig wie das Licht der kleinen Flamme über die Wände tanzte, wurde nur schwach von dem Kienspan erleuchtet. Er berührte ihre Hand, aber sie reagierte nicht.

»Sie schläft«, sagte die Tochter, und der Vater nickte. Tränen flossen über sein Gesicht, das hatte Mola noch nie gesehen. Stumm stand er da und sah seine Frau an. Bis jetzt hatte der Vater immer etwas getan, immer hatte er etwas gesagt, immer etwas gewusst, aber jetzt tat er nichts, sagte er nichts und wusste nichts.

Eine Ewigkeit standen sie beide vor der Mutter und keiner der drei rührte sich. Noch nie hatte Großmutter so tiefe Stille gespürt, die keine schöne Stille war, aber sie wagte es nicht, das Wort an ihren Vater zu richten.

Ewigkeiten vergingen, bis sich der Vater wieder bewegte. »Wir müssen einen Lama holen«, sagte er, doch seine Stimme zitterte, »wir müssen *powa* machen lassen.«

Dieses Wort hatte die Tochter noch nie gehört, *powa*. »Was ist das?«, fragte sie.

»Mutter ist tot«, sagte der Vater.

Das war es also. Mola hatte die Erwachsenen schon vom Tod reden hören, doch sie wusste nicht genau, was das war. Sie hatte noch keinen Toten gesehen. Sie wusste nur, dass der Tod wichtig ist, weil danach die Wiedergeburt kommt, weil ein Leben dem anderen folgt. Aber wie genau diese Leben zusammenhängen, das wusste sie nicht. Es werde wohl so etwas wie Schlafen sein, dachte sie, und wenn die Mutter wieder aufwachte, hätte sie eine neugeborene Amala.

Der Vater wollte sofort los, zu dem Lama, den er seit Jahren kannte. Er wohnte hoch oben auf dem Berghang, der vor dem Dorf in den Himmel wuchs. Bei ihm war der Vater schon mehr-

mals gewesen, um ihm etwas zu essen zu bringen und sich von ihm segnen zu lassen. Er gab seiner Tochter ein Zeichen mitzukommen, doch die wollte nicht.

»Lass mich bei Amala«, bat sie, »ich passe auf sie auf, falls sie aufwacht.«

»Sie wacht nicht auf«, antwortete ihr Vater, »sie ist jetzt tot.«

Aber Mola wollte trotzdem nicht mitkommen. »Der Weg ist so lang.«

»Du musst mit«, sagte der Vater, »es ist dunkel, der Mond scheint nicht. Meine alten Augen finden den Weg nicht in der Finsternis.«

Vielleicht hatte der Vater das nur gesagt, weil er seine Tochter nicht alleine bei der Toten zurücklassen wollte, vielleicht fühlte er sich wirklich unsicher auf den nächtlichen Gebirgspfaden – Mola ging jedenfalls ohne weiteren Protest mit. Tibetische Kinder lehnen sich nicht gegen ihre Eltern auf, am allerwenigsten gegen den Vater, und schon gar nicht als kleines Mädchen. Der Ältere hat immer Recht, seinen Anordnungen muss man folgen, ob man will oder nicht, das gebietet die Tradition und auch der Respekt vor dem Alter.

Gleichmäßig schritten Mola und ihr Vater den Berg hinauf. Vorne das kleine Mädchen mit dem geschorenen Kopf und der wegen der nassen Gräser und des vielen Gerölls auf dem Weg hochgebundenen *chupa*, dem wollenen Kleid der Tibeter, dahinter mein Urgroßvater in seiner Alltagskleidung, mit einem großen Stock in der Hand, um sich im schwierigen Gelände aufstützen zu können. In Serpentina wand sich der Pfad bergan, sie stiegen höher und höher, und nichts war zu hören außer ihrem Keuchen und dem Wind, der ungerührt zwischen den Berggipfeln piff.

Der Lama schlief schon in seiner kargen Kammer, auf einer

dünnen Matte lag er fast auf dem blanken Boden. Vorsichtig, ja scheu weckte der Vater ihn. Mit einem Ruck setzte sich der in seine rote Robe gehüllte Mann kerzengerade auf, als hätte er nicht geschlafen. Als er hörte, was passiert war, begann er ohne Umstände mit den Vorbereitungen für die *powa*. Er erhob sich vollends, entfachte mit ein paar dünnen Zweigen die Glut neben seinem Lager zu einem Feuer, stellte Tee bereit und reichte den beiden Wanderern *tsampa*, Tee und Butter. Er selbst nahm nichts, sondern entzündete in einer kleinen Schale Kräuter, die rauchend und krachend verbrannten. Dazu ließ er sich nieder, murmelte Gebete und verfiel mit seinem Oberkörper in wiegende Bewegungen. Mit geschlossenen Augen rezitierte er heilige Verse, die Großmutter noch nie gehört hatte und die sie nicht verstand. Sie bekam nur mit, dass das, was der Lama tat, mit ihrer Mutter zu tun hatte, und dass es wichtige Dinge waren, die er leise von sich gab. Was dann passierte, weiß sie nicht mehr, weil sie in tiefen Schlaf versank.

Es war schon wieder hell, als Mola aus ihrer unbequemen, zusammengesackten Haltung hochschrak. Im ersten Moment hatte sie nicht die geringste Ahnung, wo sie war. Erst als sie den immer noch an seinem Platz sitzenden, betenden Lama sah, als sie den Rauch der verbrannten Kräuter einsog, wusste sie, dass sie mit ihrem Vater am Abend zuvor in die Einsiedelei des Lamas hinaufgestiegen war. Was würde ihre Mutter jetzt tun, alleine und hilflos unten in ihrer Hütte?

Der Lama war schon weit gekommen mit seiner *powa*. Diese Zeremonie muss unmittelbar nach dem Tod eines Menschen durchgeführt werden, denn wir Buddhisten glauben, dass das Bewusstsein den menschlichen Körper nach dessen Tod nicht durch eine der neun »normalen« und unreinen Öffnungen verlassen sollte, nicht durch die Nasenlöcher, die Augen, die Ohren,

den Mund, den Anus oder das Geschlechtsorgan, sondern dass das Bewusstsein den Körper durch den Scheitel verlassen sollte, dort, wo die Fontanelle sitzt.

Mola und ihr Vater waren zu einem erfahrenen Lama gegangen, der in der Lage war, das Bewusstsein der Verstorbenen richtig zu geleiten, es vom gefährlichen Umherirren abzuhalten und damit meiner Urgroßmutter eine gute Wiedergeburt zu ermöglichen. Das Karma der Verstorbenen, die Folge ihrer guten und schlechten Handlungen, war in diesem Moment zweitrangig, denn dem Lama würde es sicherlich gelingen, ihr Bewusstsein durch seine spirituellen Kräfte in die richtige Richtung zu lenken.

Vater und Tochter wussten die Verstorbene in guten Händen. Sie merkten, dass sie nichts zum weiteren Verlauf der *powa* beitragen konnten, und verabschiedeten sich ehrfürchtig von dem Lama. Solch ein Guru ist für uns Tibeter eine hoch geachtete Persönlichkeit. Einer so heiligen Person darf man sich nur in gebückter Stellung nähern, mit fast waagrecht gebeugtem Oberkörper, und man darf sich auch nur in gebückter Haltung von ihr entfernen, im Rückwärtsgang unter noch tieferen Verbeugungen. Der Lama, der mit seinen Gedanken völlig bei der Zeremonie war, wandte sich seinen Besuchern kurz zu, um sie zu verabschieden. Der Vater würde ihn ohnehin bald wiedersehen müssen, denn für die Bemühungen des Lamas wollte er ihm *tsampa*, Tee, Butter, Käse und Trockenfleisch bringen. Ohne solche Gaben hätten die Bemühungen des Geistlichen keinen Nutzen, denn erst durch dieses Opfer beweisen die Auftraggeber der Zeremonie die Wahrhaftigkeit ihrer Motivation.

Als Vater und Tochter zurück zu der Hütte kamen, in der die Mutter lag, stieg Molas Spannung ins Unermessliche. Würde die geliebte Amala jetzt aufgewacht sein? Doch die Mutter lag immer noch da wie am Abend zuvor.

Totenwochen

Mein Urgroßvater hatte sich für seine tote Frau eine Himmelsbestattung gewünscht, das traditionelle tibetische Begräbnisritual, bei dem Mönche den Leichnam nach allen vorgeschriebenen Gebeten und Segnungen den Geiern zum Fraß vorwerfen. Das klingt barbarisch, war aber das Resultat sachlicher Überlegungen. In den tibetischen Bergen und Hochebenen ist es oft schwer bis unmöglich, Gräber auszuheben, da der Boden steinhart, felsig oder gefroren sein kann. Auch Holz für das Verbrennen der Toten war immer rar oder nicht zu bekommen. Außerdem ist die Versorgung eines Leichnams für Buddhisten viel weniger wichtig als die Sorge um das Bewusstsein eines Menschen. Wenn dieses den Leichnam verlassen hat, ist der Körper nach buddhistischem Verständnis ohnehin nichts anderes als eine leere Hülle, die es bestmöglich wiederzuverwerten gilt, damit andere Wesen etwas von ihr haben, zum Beispiel Aas fressende Raubvögel, denen wir denselben Respekt entgegenbringen müssen wie allen anderen Lebewesen auch. Zu seinem Leidwesen konnte sich mein Urgroßvater jedoch eine solche Form des Begräbnisses nicht leisten.

Für Luftbestattungen muss zwar nicht gegraben und auch kein Brennholz gesammelt werden, doch es gibt nur wenige Orte, die für diese Zeremonie infrage kommen. Orte, an denen genügend Geier wohnen und an denen es Personen gibt, die sich mit dem Ablauf dieser Bestattungsform auskennen. Das sind hoch spezialisierte Fachleute, die gut bezahlt werden wollen. Sie müssen die Körper der Toten fachgerecht zerhacken, sie müssen die von den Vögeln übrig gelassenen Knochen zerkleinern und dann zermahlen. Dazu braucht es Menschen, die wissen, wie Schädel geknackt werden und wie man das Hirn richtig mit

